

# »Wir müssen ständig die Zähne zeigen«

Im äußersten Zipfel des Kantons Graubünden liegt das italienischsprachige Puschlav. Seine Bewohner gelten gemeinhin als engstirnige Bergler. Aber was bleibt ihnen anderes übrig, als sich durchzubeißen? Sie sind eine Minderheit in der Minderheit VON FLAVIAN CAJACOB

Reto Raselli steht auf seinem Feld und beobachtet das Wetter. Seit dreißig Jahren baut der Landwirt am Ufer des Lago di Poschiavo Kräuter an. Salbei, Eisenkraut, Malve – über ein Dutzend verschiedene Sorten auf 15 Hektar. Raselli ist einer von hier, einer aus dem Puschlav, aus dem äußersten Zipfel der Schweiz. Er spricht Dialekt, das »Pusc'ciavin«, und perfekt Deutsch. Dennoch ärgert er sich regelmäßig, wenn er die Wetterprognosen des Schweizer Radios hört: »Wieso muss das in Mundart geschehen? Da gibt es einen Appenzeller. Und der nuschelt auch noch. Denkt denn beim Staatsradio eigentlich niemand an die Minderheiten?«

In der Schweiz leben rund 470 000 Menschen, die Italienisch als ihre Muttersprache bezeichnen. Das sind nicht einmal sieben Prozent aller Einwohner des Landes. Der größte Teil von ihnen lebt im Kanton Tessin. Viele in der Deutschschweiz. Und gut 20 000 im Kanton Graubünden. 5000 davon im Puschlav. Zum Vergleich: Die im Bergkanton lebenden Rätoromanen tauchen in den statistischen Erhebungen mit 40 000 Personen auf. »Wir führen ein Dasein als Minderheit in der Minderheit«, sagt Claudio Lardi. »Wenn wir italienischsprachigen Bündner gegenüber den Romanen und den Tessinern nicht ständig die Zähne zeigen würden, wären wir schon lange untergegangen.«

Lardi war von 1999 bis 2010

Regierungsrat des Kantons Graubünden. In seiner Zeit als Vorsteher des Erziehungsdepartements boxte er durch, dass Schülerinnen und Schüler aus den deutschsprachigen Teilen des Kantons ab der 3. Klasse Italienisch zu lernen haben. Englisch blieb, im Gegensatz zu den meisten anderen Deutschschweizer Kantonen, zweite Fremdsprache. Es war ein Diktat im Sinne der innerkantonalen Verständigung, ein Diktat aber auch von beschränkter Halbwertszeit. Denn in diesem Frühling wurde im Kantonshauptort Chur eine Gesetzesinitiative lanciert, welche auf der Primarschulstufe nur noch eine Fremdsprache zulassen will. Entweder Deutsch oder Englisch. Die Chancen stehen gut, dass Dantes Sprache in Deutsch- und Romanischbünden bald auf die Oberstufe verschoben wird. Sehr zum Bedauern des Alt-Regierungsrates. Das Verhältnis zwischen den beiden Minderheiten – also den Italophonen und den Romanen – bezeichnet Lardi im Übrigen als »gegenseitiges aktives Ignorieren«, wenn es denn nicht gerade darum geht, gemeinsam Front zu machen gegen die deutschsprachige Mehrheit.

## Ein Puschlaver hilft dem anderen – auch im Unterland

An diesem Morgen sitzt der 58-jährige Lardi in einem Café beim Bahnhof Chur, vor sich hat er einen Stapel Unterlagen. Es sind Schriften, Anekdoten, Geschichten aus seiner Heimat, dem Valposchiavo. Mit 16 ist er von dort weggezogen. Zuerst nach Chur, dann nach Zürich, schließlich wieder zurück nach Chur. Doch sein Herz, das hängt nach wie vor am Puschlav. Lardi schmunzelt und zieht seinen Hut, um einen Passanten mit einem kurzen »Ciau« zu grüßen. Dann sagt er: »Ich kenne keinen Puschlaver, der nicht vom Heimweh geplagt würde.« Selber reist der »Avvocato« mindestens einmal alle vierzehn Tage von Chur aus »in fora«, also »hinaus« ins Puschlav. Über den Albula, quer durchs Engadin, hinter den Berninapass. Dorthin, wo seine Ahnen begraben liegen, seine alten Freunde leben – und die Winterreifen seines Autos eingelagert sind.

Ist der Kitt, der die Bündner im Unterland verbindet, traditionell stark, so potenziert er sich im Falle der Puschlaver geradezu. »Ein Puschlaver findet schneller eine Wohnung oder einen Job in Zürich als ein Zürcher«, sagt Claudio Lardi. Eine wichtige Rolle kommt dabei der Vereinigung »Pusc'ciavin in Bulgaria« und ihren übers ganze Land verstreuten Sektionen zu, wo sich die Cortesis, Crameris, Tuenas, Triaccas, Zanolaris und Zaneritis regelmäßig auch außerhalb ihres Tals treffen, sich austauschen und den einen oder anderen Gefallen tun. Sie alle verbindet: die unauslöschliche Liebe zur Heimat. Zu Poschiavo, zu San Carlo, zu Brusio, zu Le Prese und all den anderen Dörfern und Weilern.

Le Prese? Nein, daran hatten Oria und Marcello Gervasi nicht gedacht, als sie Pläne für die Zukunft schmiedeten. Des Genfer Hotelwesens überdrüssig, wollte das Ehepaar etwas Neues in Angriff nehmen. Eine Pension in Südf Frankreich vielleicht, ein kleines Hotel im Tessin oder ein Agriturismo in der Toskana. Doch dann kam das Angebot aus dem Puschlav, die Direktion des Viersternehauses Le Prese am Nordufer des Lago di Poschiavo zu übernehmen. Für Marcello Gervasi, der im Weiler Cavaglia oberhalb von Poschiavo aufgewachsen ist, war es nach über dreißig Jahren ein Heimkommen. Für seine Gattin, eine gebürtige Baslerin, schon eher »ein Wagnis«, wie sie anfügt. »Auf was lassen wir uns da bloß ein? Wie lebt es sich im Bergtal? Wie werden wir überhaupt empfangen? Solche Fragen habe ich mir immer wieder gestellt.« Inzwischen sind einige Monate vergangen, das schmucke Hotel hat Ende Mai den Betrieb wieder aufgenommen – nach fünf Jahren Zwangsurlaub. Und bisher, beteuert das Direktorenpaar, könnten sie nur Positives berichten.

Gervasis wollen dem Le Prese neuen Glanz verleihen. Eine Herkulesaufgabe. Denn anders als das benachbarte Oberengadin wird die Region zwischen Berninapass und Campocologno von Touristen nicht überannt. Am ehesten kommen Wanderer, Tagesausflügler, Eisenbahnfans. Der Hoteldirektor sieht in der Nähe zu St. Moritz und dem Wintertourismus eine Chance, ein neues Gästesegment zu erschließen. Ein Trumpf, den man im Tal seit Jahrzehnten zu spielen versucht – allein: Er hat noch nie gestochen.

Wer reist denn schon in die Skiferien, um jeden Morgen zuerst einmal mindestens vierzig Minuten Anfahrt zum nächsten Skilift in Kauf zu nehmen?

Ohne treue Stammkundschaft aus dem »Basler Daig« und das Engagement der Mäzenin und Bankierswitwe Irma Sarasin hätte das Viersternehaus denn auch einen äußerst schweren Stand, da sind sich viele im Tal sicher. Dennoch bezeichnet Daniele Misani die Wiedereröffnung des Le Prese als »absoluten Glücksfall« für das Puschlav.

Misani ist Bankier und Präsident des örtlichen Handels- und Gewerbevereins. Signale wie dieses habe das Valposchiavo bitter nötig, meint er. Die Annahme der Zweitwohnungsinitiative, die auch viele Handwerker im Tal treffe, das Nein zu den Olympiaplänen von St. Moritz, an denen das Puschlav hätte partizipieren können: »Das sind nicht unbedingt Anzeichen eines wirtschaftlichen Aufschwungs!« Misanis Stirn legt sich in Falten. »Und jetzt auch noch die Verzögerungen beim Projekt Lago Bianco.« Seine Hand deutet in Richtung Berninapass. Von dort aus plant der Energiekonzern Repower den Bau eines fast zwanzig Kilometer langen Druckstollens hinunter zum Lago di Poschiavo. Das 2,5 Milliarden Franken teure Pumpspeicherwerk will das Berninagebiet »zur Batterie der Alpen« machen. Wichtige Hürden wurden bereits genommen. Doch die in den letzten Monaten eingebrochenen Strompreise sowie ein »ungünstiges Marktumfeld« setzen dem Unternehmen und seinem Vorhaben zu.

Für die Gegner des Pumpspeicherwerks hat sich das Megaprojekt sowieso längst erledigt. Der Bau lohnt sich nicht, sagen sie. Vor allem aber fürchten sie die Auswirkungen auf die Umwelt: Was ist, wenn die Leitung kaputtgeht? Graben die mir auf meiner Alp das Wasser ab? Als die Puschlaver vor drei Jahren über die Verlängerung der bereits bestehenden Konzessionsverträge mit Repower abstimmen, legte ein Drittel der Stimmberechtigten ein Nein in die Urne. Für die Kritiker des Pumpspeicherwerks ein Beleg für das schwindende Vertrauen der Bevölkerung in Repower, notabene den wichtigsten Arbeitgeber und Steuerzahler in der Talschaft. Und das, sagt Reto Raselli, der Kräuterbauer, komme nicht von ungefähr. Bis vor wenigen Jahren sei das Unternehmen einfach ein kleines Kraftwerk gewesen. Dann sei daraus ein europaweiter Konzern mit Leuten an der Spitze geworden, die man im Puschlav nicht kenne. In einem Tal, in dem praktisch jeder mit jedem per Du ist, wo Haustüren kaum abgeschlossen werden, die soziale Kontrolle noch funktioniert und gesellschaftliche Umwälzungen meist mit Verzögerungen ankommen, da sorgen solche Anversungen Entscheider der Globalisierung für Verunsicherung und Abwehrreflexe.

Dass die Puschlaver engstirnige Bergler sind, so wie sie nach dem Abschuss des Bären M13 im Februar in vielen Medien dargestellt wurden, dieses Urteil greift allerdings viel zu kurz. Denn schon allein der Mangel an Arbeitsplätzen im Tal hat aus ihnen über Generationen hinweg weltoffene Menschen gemacht, die ihr Glück häufig ennet dem Bernina fanden. »Um hier zu leben, braucht es Wurzeln und Flügel«, urteilt der einheimische Schriftsteller Massimo Lardi treffend. Wer weiterkommen will, der musste und muss hinunter ins italienische Veldin und von dort aus weiter in die großen Städte. Oder über den Berninapass in Richtung Deutschschweiz und Europa. Früher ging man zu Fuß, heute fährt man mit dem Zug oder dem Auto. Das »Spaniolenviertel« am Dorfrand von Poschiavo ist ein eindrückliches Zeugnis, welchen Wohlstand diese Wanderungswellen ins Tal spülten. Die herrschaftlichen Palazzi im klassizistischen Stil wurden Mitte des 19. Jahrhunderts von Familien erbaut, die es als Zuckerbäcker und Cafetiers in Spanien zu etwas gebracht hatten, ihren Lebensabend aber im geliebten Tal verbringen wollten. In den Schoß allerdings ist auch ihnen der Reichtum nicht gefallen.

## »Man hat uns Puschlaver unglaublich gern – wenn wir denn Deutsch können«

»Die geografische Lage und die Sprache sorgen bis heute dafür, dass Puschlaver immer doppelt so viel leisten müssen, wenn sie Erfolg haben wollen«, ist sich Sacha Zala, der Präsident der Vereinigung Pro Grigioni Italiano (PGI), sicher. Die PGI vertritt die Interessen des Puschlavs, des Bergells, des Calancatals und des Misox. Der in Brusio geborene und in Diensten des Bundes stehende Historiker beschäftigt sich intensiv mit der sprachlichen Identität der Italienisch sprechenden Bündner. Für ihn ist klar: Zwei wichtige Errungenschaften des Bundesstaates von 1848 erweisen sich heutzutage in Bezug auf die Minderheit in der Minderheit »als Fallen«, der Föderalismus und das Territorialprinzip. Zum einen fühle sich niemand zuständig, was die »hyperkomplexe Sprachenpolitik« in Graubünden anbelangt, zum anderen nütze einem italienischsprachigen Bündner das Territorialprinzip rein gar nichts, wenn er sich außerhalb seines angestammten Lebensraumes bewege. Denn nur in einer Region, die offiziell als italienischsprachig gilt, ist Italienisch eine Amtssprache. Verlassen die Puschlaver ihr Reservat, müssen sie sich anpassen. Und das in ihrem eigenen Kanton. »Man hat uns Puschlaver unglaublich gern – wenn wir denn zu hundert Prozent Deutsch können«, meint Zala leicht säuerlich. Sogar die kantonalen Betriebe foutieren sich auf ihren Internetseiten um eine italienische Version.

Anders *Il Bernina*. Die Onlinezeitung mit Redaktionssitz im Zentrum von Poschiavo berichtet seit bald zehn Jahren ausschließlich in italienischer Sprache über die Geschehnisse in der Talschaft. Und sie versteht sich als Forum, in dem die Einwohner darüber schreiben können, was sie wirklich bewegt. Seien es lebende oder tote Bären. Sei es der Druckstollen oder die Repower. Die geplatzten Olympiapläne oder neueröffnete Hotels. Oder der Sprachenstreit.

*Il Bernina* ist eine Erfolgsgeschichte. Claudio Lardi, der ehemalige Regierungsrat und Heimwehpuschlaver, sieht in der Onlinezeitung einen modernen Dorfplatz, auf dem diskutiert und palavert wird. PGI-Präsident Sacha Zala, der in Bern lebt, hält sich durch regelmäßige Lektüre der Seite auf dem Laufenden. Das Ehepaar Gervasi und ihr Le Prese findet Erwähnung in den Nachrichtenspalten. Und Biobauer Reto Raselli, der sich vergeblich beim obersten Meteorologen des Staatsradios über die nuschelnden Wetterfrösche mit Appenzeller Dialekt beschwert hat, bringt hier das Wetter der nächsten Tage in Erfahrung – in italienischer Sprache.

Wobei, ein richtiger Puschlaver wie Raselli braucht dazu eigentlich nur die Nase in den Wind zu halten und talaufwärts zu blicken. Denn ziehen die Wolken dem Norden entgegen, und trägt der Gipfel des Curnasel ob San Carlo einen Hut, verheißt das baldigen Regen. Und der ist in Italienisch wie Romanisch wie Deutsch vor allem eines: nass.

## ASYLPOLITIK

### Aparte Badis

Eine Badeanstalt ist ein heikler Ort. Nirgendwo begegnet sich der Mensch so unverhüllt, wird er sich angesichts des anderen seiner eigenen körperlichen Unzulänglichkeiten bewusst. Man kann also verstehen, wenn man in der Schweiz solch intime Orte der eigenen Gattung vorbehalten will. Die Konkurrenz ist dann nicht gar so groß.

Ja, man kann sagen: Was dem Reichen seine alarmgesicherte Villa in Seelage, ist dem gemeinen Schweizer seine Badi. Hier ist man unter seinesgleichen – und weil sogar die manchmal ein bisschen seltsam sind, wird das Badevolk bewacht von Securitas und behütet von Bademeistern. Es gibt Gemeinden in diesem Land, die haben eigene Badeanstalten, die ausschließlich den eigenen Bürgerinnen und Bürgern vorbehalten sind. Kontrolle ist keine nötig, man kennt sich ja.

Die Apartheit dieser Orte ist wohl der eigentliche Grund, warum im aargauischen Bremgarten, wo gerade, außerhalb des Städtchens, ein Asylzentrum des Bundes eröffnet worden ist, Asylsuchende in der örtlichen Badeanstalt nicht erwünscht sind. Auch in die Nähe der Schulhäuser und anderer öffentlicher Institutionen sollen diese Menschen fremder Herkunft nicht kommen. »Rayonverbot« heißt das in der Amtssprache. Abgesehen davon, dass es nicht geht, eine Gruppe Menschen vorzuverurteilen und sie deshalb präventiv aus dem öffentlichen Raum auszuschließen, verbaut man sich so auch eine Möglichkeit, andere Sichtweisen, Geschichten und Traditionen kennenzulernen.

In diesem Umgang mit dem Fremden zeigt sich ein Trend: Man bunkert sich ein, errichtet Sperrzonen für Andersartige. Und das ohne Not. Man muss es immer wieder sagen: Die bloß 20 000 Menschen, die derzeit Asyl in der Schweiz suchen, sind wahrlich kein Anlass, gleich deren Grundrechten zu beschneiden.

Geöffnet hingegen hat sich die grüne Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli – und in ihrem Heim eine adrette Asylbewerberfamilie aufgenommen. Gleichzeitig begrüßt sie die Sperrzonen für Asylsuchende in Bremgarten mit dem schönen Satz: »Schließlich muss man sich in vielen Bereichen des Lebens an Regeln halten. Man darf am Wochenende nicht Rasenmähen oder den Hund überall frei laufen lassen.«

Aber diese Diskussion, die eine erstaunliche Hilfslosigkeit im Umgang mit Fremden offenbart, ist wohl ohnehin überflüssig. Ein Asylsuchender bekommt pro Tag drei Franken Taschengeld. Der Eintritt in eine hiesige Badeanstalt kostet etwa das Doppelte. Der Fremde kann es sich also gar nicht leisten, dem Schweizer zu nahe zu kommen.

Bleibt nur die Frage: Wo soll ein Asylsuchender schwimmen lernen? Im frei zugänglichen Fluss? Am Nationalfeiertag ist in der Aare bei Untersiggenthal wieder mal einer ertrunken. Aber das kann ja wohl nicht auch noch unsere Sorge sein.

PEER TEUWSEN



## DER TAGESSPIEGEL

# Meine Zeitung!

Walter Holl, Tagesspiegel-Mitarbeiter aus Berlin-Zehlendorf, liest den Tagesspiegel auch auf seinem Tablet.

Das neue iPad 4 inkl. E-Paper – nur 29 € mtl.!

**Jederzeit und überall gut informiert: Der Tagesspiegel für PC, iPad, iPhone und E-Reader – und jetzt auch für Windows 8, Windows Phone 8 und Android!**

- Das Tagesspiegel E-Paper im Original-Layout der gedruckten Zeitung.
- Bereits ab 20.00 Uhr die Zeitung des kommenden Tages lesen.
- Mit Archivfunktion für die letzten 10 Ausgaben.
- Sie fahren in den Urlaub? Lesen Sie das Tagesspiegel E-Paper direkt an Ihrem Urlaubsort.

**Gleich bestellen unter [www.tagesspiegel.de/tablet-zeit](http://www.tagesspiegel.de/tablet-zeit)**

\* Einmalige Zuzahlung für iPad (4. Generation), schwarz, 16 GB mit Wi-Fi: 99,- € / mit Wi-Fi und Cellular: 199,- €. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 24 Monate. Nach Ablauf der Mindestlaufzeit gilt der dann gültige Preis für das E-Paper (zzt. 17,20 € monatlich). Preise inkl. MwSt. Der Kauf des iPad steht unter Eigentumsvorbehalt innerhalb der ersten 2 Jahre. Die Garantie für das iPad beläuft sich auf ein Jahr. Mit vollständiger Zahlung des Bezugspreises für die Mindestvertragslaufzeit geht das Eigentum am iPad an den Käufer über. Es gelten die unter [tagesspiegel.de/ipad4](http://tagesspiegel.de/ipad4) veröffentlichten AGB. Die einmalige Zuzahlung wird bei Lieferung des Gerätes fällig. Zusätzlich zur Zahlung werden 2,- € Nachgelt erhoben. Nur so lange der Vorrat reicht.